

PAPST PAUL VI. †

Ein Souverän der Ohnmacht / Von Professor Horst Herrmann

Horst Herrmann, 38, ist katholischer Priester und Professor für Kirchenrecht an der Universität in Münster. Nachdem er in mehreren Büchern die kirchliche Ehelehre, das autoritäre kirchliche Lehramt und das Kräfteverhältnis von Staat und Kirche kritisierte, entzog ihm der Bischof von Münster 1975 die kirchliche Lehrerlaubnis, die sogenannte *Missio canonica*. Die Deutsche Bischofskonferenz bestätigte 1977 diese Entscheidung. Seither prozessiert der Theologe vor der vatikanischen Glaubenskongregation gegen die Deutsche Bischofskonferenz. Ohne *Missio canonica* kann Herrmann als Professor zwar lehren, aber keine katholischen Theologen ausbilden.

Ostern hatte Paul VI., bürgerlich Giovanni Battista Montini, von Berufs wegen alljährlich seine große Stunde. Nicht nur, weil sich dem Papst da die Gelegenheit bot, mit modernen Medien Millionen zu erreichen, nein, auch die „Botschaft“ paßte zum Tag und zum Amt. Paul VI. wünschte allen Menschen in elf Sprachen ein „fröhliches Osterfest“.

Daß der Montini-Papst allerdings diese seine Osterverkündung Jahr für Jahr mit einer nur sauerböfisch zu nennenden Miene zum besten gab, erscheint jedoch geradezu symptomatisch für diesen Pontifikat. Der Papst verstand es ja wie kein zweiter, seine befreienden Wünsche stereotyp in die Fesseln beschwörender Warnungen vor dem „Ungeist der Zeit“ zu legen.

Das Lamento war seit langem zum Markenzeichen dieses Papstes geworden. Schon in seiner programmatischen Eröffnungsansprache zur zweiten Sitzungsperiode des Zweiten Vatikanischen Konzils hatte er im Jahre 1963 gesagt: „Blicken wir auf das Leben der Menschen, so wie es jetzt ist, so werden wir ganz von selbst mehr mit Furcht als mit Trost, mehr mit Schmerz als mit Freude erfüllt und mehr zur Verurteilung von Fehlern als zum Vertrauen und zur Freundschaft hingezogen.“

Der Montini-Papst hatte jedenfalls das Mißgeschick, Angst und Sorge, kurz die negativen Zeitaspekte, überzeugender analysieren und formulieren zu können als die Zeichen der Hoffnung. 1969 hatte Paul VI. denn auch von sich gesprochen als einem „untröstlich gewordenen Priester, der sich aus der geschichtlichen, sozialen und menschlichen Welt ausgeschlossen fühlt, in der er eine zentrale Rolle spielen sollte als Lehrer und Hirte und in der er statt dessen ein Fremdling, ein einsamer, ein überflüssiger und verlachter Mensch geworden ist“.



Papst Paul VI. (1964 in Jerusalem): „Heiliger Gehorsam“

Diese Selbsteinschätzung eines von seinem Amt überforderten Menschen ist aller Ehren wert. Hier spürt ein Mensch, daß sein hohes Amt fast nur noch Bürde ist. Zu Recht, denn seit Jahrhunderten wird das Papstamt ja nur noch befrachtet statt befreit. Sein ursprünglicher Auftrag ist erstickt unter der Wahrung immer älterer Rechte, unter der Suche nach immer neuen Privilegien und Reservationen.

Wie nur soll ein Mensch zu sich selber finden, wenn man ihn als „Oberhaupt der allgemeinen Kirche“, als „Stellvertreter Christi auf Erden“ tituliert? Wie nur kann ein Mensch vor sich selber bestehen, der, von Amts wegen, in allem und jedem das letzte Wort haben muß? Die Inhaber des Papstamtes haben sich ja stets neue Funktionen und Aufgaben zugewiesen, durch die sie nicht nur ihre eigenen Kräfte bis zum äußersten strapazieren, sondern auch ihren Dienst überfordern mußten.

Das Bemühen um Omnipräsenz, hinter dem die Vorstellung einer fast totalen Identifikation von Kirche und Papsttum lauert, als ob alle kirchlichen Entscheidungsprozesse vom Papst selber anzuregen, zu kontrollieren und zu definieren seien, ist selbstmörderisch. Die Weltsicht, die alle Wirklichkeit in konzentrischen Kreisen um den Papst als das Zentrum der Kirche zu versammeln sucht, ist blind.

Die Tradition jener vielen Amtsträger, die eher Greifer als Ergriffene gewesen sind, rächt sich in unseren Tagen, sicher an dem Menschen, der die überkommene Last zu tragen hat und sich nicht konsequent genug von ihr zu befreien versteht, ganz gewiß aber auch an den ihm Anvertrauten.

Paul VI. hat in den langen Jahren seines Pontifikats mehr und mehr um diese ererbte Fracht gewußt. Erleichtert hat er sie sich nicht.

Völlig offen

Das Kardinalskollegium ist internationaler als alle früheren Wahlgremien in der Papstgeschichte. Wird ein Nicht-Italiener gewählt?

Die Kardinäle wählten und wählten eineinhalb Jahre lang, ohne Ergebnis. Um die im Papst-Palast von Viterbo (bei Rom) versammelten Kirchenfürsten zur Eile zu drängen, wurden sie eingesperrt.

Die Bürger Viterbos deckten sogar das Palastdach ab, so daß es hineinregnete, und ließen den 17 zankenden Herren als Kost nur Wasser und Brot zukommen. Schließlich, nach insgesamt 26 Monaten, einigten sich die Eingesperrten: Sie machten den Archidiacon von Lüttich, Tedaldo Visconti, der sich gerade auf Pilgerfahrt im Heiligen Land befand, zum Papst Gregor X.

Die Wahl dieses Gregor, vor rund 700 Jahren, war das längste und zermürbendste Konklave in der Geschichte der Päpste. Später ging's wesentlich fixer. Seit Anfang des 19. Jahrhunderts brauchten die Eminenzen nie länger als eine Woche zur Pontifex-Wahl. Im letzten Konklave, 1963, dauerte es nur knapp zwei Tage, bis die gemäßigt fortschrittlichen Kardinäle die notwendige Zweidrittel-Mehrheit für ihren Kandidaten, den Mailänder Erzbischof Montini, beisammen hatten.

Am 25. August beginnt das Konklave zur Wahl des Montini-Nachfolgers. „Diesmal ist alles ganz anders“, sagt der römische Publizist und Autor mehrerer Vatikan-Bücher, Giancarlo Zizola. „Dauer und Ausgang der Papstwahl



Papst-Kandidat Zougrana
„Diesmal alles anders“

Daß sich der noch immer potenteste Souverän der römischen Kirche gerade gegenüber der ihm geschichtlich zugewachsenen Macht am ohnmächtigsten zeigte, spricht für sich. Die wenigen Anläufe, mit dem eigenen Amt etwa durch Dezentralisation besser auszukommen, sind dem Montini-Papst nicht eben gelungen. Allzu schnell hat er sich wieder in das Schneckenhaus der Überlieferung zurückgezogen:

„Es ist bekannt, daß gewisse Wesenselemente der Kirche als einer ungleichartigen Gesellschaft: der Primat des römischen Bischofs, das Bischofsamt, das Priestertum und der Diakonat vom göttlichen Recht herrühren...“ So sagte es Paul VI. am 20. 11. 1965 — und so blieb es.

Geblichen ist aber noch etwa: eine „Regierung durch Tränen“. Giovanni Battista Montini hat in den meisten seiner Reden den Eindruck hinterlassen, der Anlauf zu einer wirklich „freudigen“ Würdigung der Chancen des Christentums in unserer Zeit könne nie und nimmer gelingen, die Warnschilder seien jeweils einige Meter zu früh angebracht und die Verbotstafeln fänden sich ohnedies so dicht neben-, über- und hintereinander, daß es einfach keinen Spaß mache, den Weg in das nächste Jahrhundert anzutreten, jedenfalls nicht an der Hand einer solchen Papstkirche.

Giovanni Battista Montini, von Natur „Zweifler“, Grübler, nervöser Intellektueller, hat 1963, von vielen geradezu stürmisch gefeiert, ein Amt angetreten, das seine persönlichen Schwächen in den Grenzbereich des Inhumanen hinein vergrößern mußte, unbarmherzig, kompromißlos. Priester und Professor wollte er nach seinem eigenen Bekenntnis werden. Zum Beamten der römischen Kurie, zum Diplomaten wurde er für über drei Jahrzehnte seines Lebens von seinen kirchlichen Oberen bestimmt. Im „heiligen Gehorsam“, einem seiner Lieblingsbegriffe, hat er alle Weichenstellungen auf sich genommen — und teuer genug dafür bezahlt.

Seine oft vermerkte zögernde Haltung, seine pessimistische Weltsicht, sein eher aufgepropft als spontan wirkendes „Trotzdem“, all seine persönlichen Ängste und Obsessionen hätten sich in einem anderen Amt (oder gar Beruf) leichter lösen lassen. Im Amt des Papstes haben sie sich auf tragische Weise multipliziert, durchaus nicht zum Vorteil der Kirche in den letzten Jahren.

Vielleicht ist Paul VI. sich seinerzeit, als er, der Favorit, der schon im fünften Wahlgang Gewählter, das Amt annahm, dieser immanenten Gefährdung nicht bewußt genug gewesen. Einen Fortbildungskurs scheint er jedenfalls im Papstamt nicht gesehen zu haben, er,

der über entscheidende Jahre hinweg durch und durch kurial Geprägt. Sein Sendungsbewußtsein erschien denn auch immer ungebrochen. Als „Lehrling“, wie Johannes XXIII., ist er sich, wenigstens nach außen, kaum vorgekommen. Montini hatte sein Metier bei seinem Vorvorgänger Pius XII. zur Genuge erlernt, so mochte es scheinen.

Bei seiner Wahl hatte er, nach den beiden Extremen seiner unmittelbaren Vorgänger, als ein durchaus passabler Vermittlerpapst gegolten. Doch gerade diese Beurteilung mußte scheitern: Wo alles auseinanderstrebt, wo „Pluralismus“ ein Zug der Zeit ist, da hat der zweiflerische Kompromiß nicht eben eine wirkliche Chance, noch nicht einmal in der Kirche. Es kommt daher nicht von ungefähr, daß man dem Montini-Papst immer wieder ein wenig mehr „Mut zur Einseitigkeit“ gewünscht hat. Die große Bewegung ist ja immer einseitig, tendenziös. Der Mittelkurs hingegen, nach innen starr, nach außen beweglich, hat seine erbärmlichen Tücken.

Die ungelöste Frage an die gesamte Kirche ist geblieben, wie sie sich ihre eigene Zukunft vorstelle in einer Zeit, da die alten Formeln nicht mehr greifen, da die ererbten Dogmen zu bloßen Relikten abgesunken sind und da die Welt — zu Recht! — Inspiration statt Deklamation verlangt. Paul VI. hat trotz seiner intellektuellen Sensibilität gerade auf diese Kernfrage unserer Gegenwart und Zukunft keine überzeugende Antwort zu geben verstanden.

Weder seine Entscheidungen gegen eine künstliche Geburtenregelung oder für den Priesterzölibat noch sein Versuch, den Glauben des modernen Menschen in neuen Worten auszusagen („Credo“ vom 30. 6. 1968), haben Früchte getragen, die von Dauer sind. Der Montini-Papst hat für andere keine Türen geöffnet, tragfähige Brücken hat er nicht gebaut. Er ist auf seinem Ufer isoliert geblieben. Der von ihm so oft beschworene „Dialog“ mit den anderen Menschen ist gescheitert. Wahrscheinlich ein Ausblick ins Dunkle, über diesen Tod hinaus.

Paul VI. ist tot. Sein Regierungsstil, seine Maßnahmen, seine Unterlassungen hinterlassen, wenn sie nicht für sich allein, sondern zusammen gewürdigt werden, einen zwiespältigen Eindruck. Und die Misere der Ratlosigkeit wie der Gestaltlosigkeit, die nicht zuletzt aus seinem programmatischen „Allen alles werden“ resultierte, bleibt. Von daher gesehen, ist Giovanni Battista Montini, gemessen an seinen Vorgängern in diesem Jahrhundert, ein durchschnittlicher Papst gewesen. Es steht jedoch zu befürchten, daß man ihn eines Tages, gemessen an denen, die noch kommen werden, „groß“ wird nennen müssen.